

Gottesdienst in Ronsdorf (St. Joseph) am 29.10.2017

Predigt zu Psalm 118

von Pfr. Dr. Jochen Denker

Ihr Lieben,

manches lernt man einfach so. Man lernt Regeln oder Formeln und lernt, sie anzuwenden.

Wer den Dreisatz beherrscht und weiß, wann er ihn wie anwenden kann, der ist in Sachen Alltagsmathematik schon ganz weit vorne.

Es gibt Dinge, die lernt man einmal wie Radfahren oder Schwimmen und verlernt es nicht mehr.

Aber es gibt andere Dinge, die zu lernen mehr Zeit brauchen, die man nur durch Erfahrung lernt und die Bereitschaft, sich zu verändern.

Wie wir uns in unserem sozialen Umfeld verhalten, wie wir Teil einer Gemeinschaft, einer Familie, eine Nachbarschaft oder der Gesellschaft werden, die durch beständiges Geben und Nehmen zusammenwächst, das lernen wir nicht, indem wir uns auf den berüchtigten „Hosenboden“ setzen.

Manche Lernprozesse kann man abschließen. Eine Erfolgskontrolle machen und sagen: „Das kann ich jetzt“.

Aber es gibt auch Dinge, die zu lernen uns lebenslang aufgegeben ist und mit denen wir nie wirklich fertig sind.

Eines davon möchte ich „*das eigene Leben lesen lernen*“ nennen.

Das eigene Leben lesen lernen, es deuten, in den vielen einzelnen Erlebnissen, den wunderbaren Höhepunkten, den schrecklichen Niederlagen und Nöten einen roten Faden finden – damit sind wir unser ganzes Leben beschäftigt.

Wir tun das mehr oder weniger täglich, weil wir es nicht unterlassen können. Besonders dann nicht, wenn wir schlimme Erfahrungen machen. Wir fragen immer nach einem „Sinn“. Wir wollen wissen, „warum“ etwas ist, „wozu“ etwas geschieht und vor allem, wie wir damit weiterleben können. Wir müssen so fragen, damit unser Leben nicht auseinanderfällt und wir an ihm zerbrechen.

Das Leben lesen lernen, damit ist die Bibel von der ersten Seite an beschäftigt.

Auch der 118. Psalm, den wir eben gehört haben, tut das. Er ist der Versuch eines Menschen, sein Leben zu lesen und zu verstehen, und er ist eine Einladung, dazu in die Schule *Gottes*, in die Schule der Bibel zu gehen.

Nur einige Verse greife ich heute morgen auf.

- 1 *Danket dem HERRN; denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.*
- 5 *In der Angst rief ich den HERRN an; und der HERR erhörte mich und tröstete mich.*
- 6 *Der HERR ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht; was können mir Menschen tun?*
- 17 *Ich werde nicht sterben, sondern leben und des HERRN Werke verkündigen.*
- 18 *Der HERR züchtigt mich schwer; aber er gibt mich dem Tode nicht preis.*
- 29 *Danket dem HERRN; denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.*

Das Wichtigste vorweg:

Unser Psalm will uns lehren, unser Leben nicht ohne Gott zu lesen. Wir sind nicht allein, sagt er. Wir sind nicht nur unter uns. Was zwischen Himmel und Erde, zwischen meiner Geburt und meinem Sterben geschieht, das lässt sich nicht verstehen, wenn ich es gott-los verstehen will, losgelöst von Gott, allein als Ergebnis von Sachzwängen, Schicksal, Zufall, Glück und Pech.

Zwei Gedanken möchte ich aufgreifen, weil sie mit darüber entscheiden, wie ich mein Leben lese.

1. Gott mit uns – Hoffnung gegen die Angst

2. Auch die Narben des Lebens als *Gottes* Spuren lesen

1. Der Psalm singt:

*Der HERR ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht;
was können mir Menschen tun?*

Seht, unser Leben wird mächtig von Angst bestimmt. Auch von Angst vor Menschen und dem, was sie einem tun können.

Da ist ein kleiner Junge, der morgens nicht aus dem Bett will. „Mama, ich bin krank. Mir geht’s gar nicht gut“. Die Mutter fühlt an der Stirn, schaut in den Hals, aber da ist kein Zeichen von Fieber oder Entzündung. Sie setzt sich auf die Bettkante und nimmt ihren Sprössling in den Arm. „Was ist denn mit dir?“ Und da bricht das kleine Herz auf und der Junge erzählt von der Angst die er vor anderen in der Schule hat, die ihn immer hänseln und auslachen. Wie viele Kinder gehen morgens mit Zittern in die Schule, weil sie sich schwach, hilflos und alleine fühlen.

Da ist die junge Frau, die daran leidet, dass sie dem Idealbild von Schönheit und Erfolg nicht entspricht. Sie will nichts Unschickliches. Sie will einfach nur, gefallen; sich selber – aber eben auch anderen. Sie merkt, dass das Aussehen in unserer Welt eben doch mehr ist als eine reine Äußerlichkeit und es hilft ihr leidlich wenig, wenn die, die sie selber für attraktiv hält, ihr immer wieder sagen, das sei doch alles unwichtig. Aus Angst abgewiesen zu werden verändert sie sich. Passt sich einem Bild an, von dem sie denkt, dass es die anderen auch haben --- und wird darüber krank.

Unsere Angst, nicht dazuzugehören, nicht anerkannt zu werden – wie viele Biegungen macht sie in unser Rückgrat. Wie krumm macht sie uns, weil wir uns für sie krumm machen.

Wieviel Angst ist in unsrer Gesellschaft, abgehängt zu werden, etwas zu verlieren! Die Angst vor dem Fremden, davor sich irgendwann nicht mehr auszukennen in der eigenen Welt, die Angst, seine Identität zu verlieren – sie lässt uns Zäune ziehen und Mauern bauen. Sie ist der Mutterboden aller Abgrenzungssucht und dann auch des Hasses, der dumpf durch die Städte schreit und gar um sich schlägt.

Von der Angst ums eigene nackte Leben oder das seiner Kinder will ich gar nicht sprechen, weil ich sie noch niemals am eigenen Leib spüren musste. Dass

sie einem aber die Kehle zuschnüren können, ohne ich wohl und die Alten unter uns kennen sie wohl noch und vergessen sie nie.

*Der HERR ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht;
was können mir Menschen tun.*

Oh, sehr viel können sie mir tun! Wer wollte wirklich das Gegenteil behaupten, wenn man sieht, was Menschen Menschen antun. Und der Psalm weiß auch davon. Und doch sagt er: *Der HERR ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht; was können mir Menschen?*

Ihr Lieben, da kommt ein Glaube zum Ausdruck, der wirklich etwas Atemberaubendes hat. Diesen Glauben kann man nicht lernen, wie Rechnen und Schreiben. Es ist ein Glaube, der wachsen muss und der gerade dort wächst, wo man meint, dass nichts Gutes mehr zu erwarten ist und alle Hoffnung vergeblich.

Es ist ein Glaube, um den man beten darf, um den man immer wieder beten muss, weil er uns nicht einfach zu Verfügung steht.

Es ist der Glaube, dass alles, was Menschen Menschen antun können, ja, dass alles, was einem im Leben geschehen kann, nicht an das herankommt, was den Menschen wirklich ausmacht und dass das Böse niemals das letzte Wort behalten wird, weil „Adonai“, der „Ich-bin-da-Gott“, es sich vorbehalten hat.

Es ein Glaube, durch den alle Hoffnungslosigkeit Risse bekommt, weil er damit rechnet, dass *Gott* bei mir ist, dass er mich nicht vergisst, dass ich sein Kind bin.

Das gibt dem Buch meines Lebens gewissermaßen die Überschrift:

Der HERR, Adonai, ist mit mir. Und darum wird es gut mit mir.

Das ist klingt vielleicht naiv.

Aber ist es nicht die Wahrheit des Glaubens, seine Höhe und seine Tiefe?

„*Gott macht es gut!*“

2. Auch die Narben des Lebens als Gottes Spuren lesen

„Der HERR züchtigt mich schwer; aber er gibt mich dem Tode nicht preis.“

Das ist ein Gedanke, der uns wahrscheinlich oft quer liegt.

Damit das, was ich jetzt sage, nicht alles falsch wird: Es geht darum, das *eigene* Leben zu lesen und das in *eigener* Verantwortung zu tun. Wir lesen nicht das Leben eines *anderen* und deuten es. Selbst mit Deutevorschlägen sollten wir mehr als behutsam sein.

Aber der Psalmist liest ja sein *eigenes* Leben und lässt uns daran teilhaben. Und eines will er nicht. Er will nicht sagen: „Als die Sonne schien war Gott bei mir und als es dunkel wurde, war er weg.“ Gerade in dem, was ihm schwer wird, sucht er nach Gott. Nach wem denn sonst? Sollte jemand anderes mehr Macht über ihn haben als Gott? Ja, er will klagen, weinen, schreien – aber zu *Gott*. Und er will, dass die Wunden, die ihm das Leben schlägt und die Narben, die ihn daran erinnern, keine Zeichen der Gottverlassenheit sind, sondern Spuren *Gottes* bleiben.

Mir ist das, was die Bibel hier lehrt, das erste Mal vor etwa 30 Jahren aufgegangen.

Damals bekam mein Vater einen Anruf unseres Pastors. Er bat ihn herzlich um Hilfe. In Spanien war ein Jugendmitarbeiter aus unserer Gemeinde tödlich verunglückt. Der Pastor wurde von der Polizei angerufen, konnte aber die Eltern nicht erreichen. Mein Vater wusste, dass sie gerade auf ihrem kleinen Feld Heu machten. Er hat es dann übernommen, diese schlimme Nachricht zu überbringen. Später erzählte er mir, was da passierte. Es war wirklich eine biblische Szene. Als der Vater hörte, dass sein Sohn tot ist, legte er den Rechen bei Seite, sank auf die Knie und betete unter Tränen: „Der Herr hat’s gegeben, der Herr hat’s genommen. Gelobt sei der Name des Herrn.“ Hiob!

Ihr Lieben, das kann und darf niemand einem anderen in den Mund legen!

Aber als Zeugnis, als Deutung des *eigenen* Lebens und Leides dieses Vaters ist es mir ein lebendig gewordenes Bibelwort geworden.

„Der HERR züchtigt mich schwer; aber er gibt mich dem Tode nicht preis.“

Nicht das Schicksal schlägt mich. Nicht Unglück trifft mich, sondern alles, wirklich alles, was mir geschieht – Gott hat es in der Hand. Ich will es als *sein* Wirken an mir verstehen, denn nur wenn *er* da wirkt, auch *hier* nicht das Heft aus der Hand verliert, dann weiß ich, dass durch alle Widrigkeiten hindurch Gutes werden kann. Er will ja mit mir leben – vor dem Sterben und über das Sterben hinaus: er gibt mich nicht dem Tode preis. Der Tod kann mir selbst mit dem Sterben nicht mehr drohen. Alles, wirklich alles, liegt in seiner gnädigen Hand.

Seht, die Zeugen des Glaubens, die in der Bibel zu Wort kommen, leben in existentiell schwereren Zeiten als die allermeisten von uns. Ich möchte mir das immer wieder klar machen, weil mir dann die Überheblichkeit im Hals stecken bleibt, die mir einreden will, dieser Glaube habe keine Kraft, er sei so wenig mächtig und nur ein schwacher Trost.

Und es sind immer wieder Menschen, die wirklich von Leid und Not getroffen sind, die von der Kraft des Glaubens sprechen, von der Kraft des Gebetes und dem Segen der Gemeinschaft der Geschwister – auch heute noch, auch unter uns!

Und dann wächst in mir die Ahnung, dass der „Ich-bin-da-Gott“ gegenwärtig ist, machtvoll und dass das Vertrauen, der Glaube an ihn eine überwältigende Kraft und die größte Weisheit ist, das eigene Leben zu lesen. Denn nur so treibt nicht ein stummes Schicksal, taubes Unglück oder flüchtiges Glück mit meinem Leben ein böses Spiel, sondern es ist auch im Leiden geborgen bei dem Gott, von dessen Willen zum Leben, von dessen Liebe zu mir ich immer wieder höre und die ich manches Mal erfahre.

Von der Reformation habe ich jetzt noch gar nicht gesprochen – oder eben doch! Denn genau das hat sie hervorgebracht:

Reformation heißt die Angst verlieren, weil man Gott vertraut. Heißt auch gegen Widerstand, auch durch Leiden hindurch niemand anderem als dem „Ich-bin-Da-Gott“, dem Vater Jesu Christi das letzte Wort übergeben.

In meiner reformierten Tradition sprechen wir gerne die Frage 1 des Heidelberger Katechismus in der es heißt, „dass ohne den Willen meines Vaters im Himmel kein Haar von meinem Haupt kann fallen, ja dass mir alles zu meiner Seligkeit dienen muss“. Es geschah und geschieht nichts, ohne das Gott bei mir ist – selbst das, was mir Böse erscheint, es kann mich nicht von Gott trennen, auch die dunkelste Zeit kann und will er mir zum Besten dienen lassen.

Das ist eine andere Leseanweisung für unser Leben als die, die nur nach Erfolg, Gesundheit und Wohlergehen sucht und alle anderen Zeiten für misslungen hält.

Seht, das Lob, mit dem der 118. Psalm beginnt und endet ist keines, dass von stets sonnenbeschienenen Menschen gesungen wird, sondern von solchen, die Schweres durchgemacht haben. Und es wurde und wird gesungen von solchen, die mitten in finsternem Tal den guten Hirten bei sich wissen und oft allem Erlebten zum Trotz singen: *Danket Adonaj, denn er ist gut, ja, in Ewigkeit währt seine Liebe.*¹

Schenke uns Gott, dass wir unser Leben so lesen lernen.

Amen.

¹ So die Übersetzung von Zenger/Hossfeldt, nach der Psalm 118 in der Gottesdienstlesung zu Gehör kam.